



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der deutsche Klassiker des Sozialismus 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der deutsche Klassiker des Sozialismus

1



Wenn die Frage nach dem Ursprunge der Welt in 5000 Jahren ihrer Lösung nicht einen Schritt näher rückt, so ist darob niemand zu tadeln, denn es ist niemand dabei gewesen, und auch die Menschen, die nach weitem 5000 Jahren leben werden, werden sich wegen der Befriedigung ihrer Neugier in dieser Hinsicht aufs Jenseits vertrösten müssen. Wenn aber in dem Streit über die Natur des Kapitals und des Einkommens eine Ansicht, deren Falschheit nachgewiesen worden ist, auch nur fünf Jahre lang weiter behauptet wird, so verdient das den schärfsten Tadel, denn diese Dinge liegen im Bereich unsrer Erfahrung, wir haben täglich damit zu thun, und falsche Begriffe davon richten großen Schaden an.

Die freisinnige Presse beschäftigt sich seit dem 1. Oktober viel mit der Widerlegung des Sozialismus, tritt aber dabei immer nur auf den zwei Beweisführungen herum, deren Wertlosigkeit Rodbertus längst nachgewiesen hat. Die eine begegnete uns dieser Tage in folgender Form. Das Einkommen aller Privatpersonen in Preußen beträgt zusammen 8424 Millionen Mark. Auf die zehn Millionen Haushaltungsvorstände gleichmäßig verteilt, würde es für jeden 842 Mark jährlich ergeben, also nur unbedeutend mehr und stellenweise sogar weniger, als jetzt der Arbeiter bezieht. Und darum Räuber und Mörder und Umsturz der Ordnung! Darauf kann der demagogische Sozialist antworten: „Berehrtester Eugen Richter, wie dankbar bin ich dir, daß du das Wasser so schön auf meine Mühle leitest! Berechne dir gefälligst, was nach Abzug der Ausgaben für Wohnung, Feuerung, Kleidung, Licht, Wäsche und andre unumgängliche Dinge bei 842 Mark Einkommen für Nahrung übrig bleibt, und du wirst finden, daß es höchstens Zuchthausportionen sind (dreißig Pfennige auf den Kopf und Tag), falls die Familie fünf und mehr Köpfe zählt. Rechne dir dann weiter aus, wie klein und schlecht die Portionen der einen Hälfte des Volkes in Wirklichkeit erst sein müssen, da ihr ja von jenen 842 Mark so viel entzogen wird, daß daraus die anständigen, die großen und größten Einkommen gebildet werden können, und sage dann selbst, ob zu erwarten ist, daß diese Hälfte des Volkes zufrieden sein werde. Wolltest du uns das Wasser ab-

graben, so müßtest du vor allem nachweisen, daß die zur Steuererhebung vorgenommenen Einschätzungen hinter der Wirklichkeit weit zurückbleiben, daß wir Deutschen viel reicher sind, als die nachsichtigen oder schwachsichtigen Einschätzungskommissionen uns erscheinen lassen, und daß auch ohne Beraubung der Reichen die ärmern Familien durchschnittlich mehr als 842 Mark einnehmen.“ Der wissenschaftliche Sozialist aber wird sagen: „Das ist ja eben, was wir an der jetzigen Einrichtung tadeln, daß unter ihrer Herrschaft, mit jenem Franzosen zu reden, bei gleicher Verteilung des Nationaleinkommens jeder Franzose eben nur ein Lump sein würde. Daß diese Einrichtung einzelne Leute sehr reich werden läßt, dagegen hätten wir nicht das geringste einzuwenden, wenn sie nicht die Nationen im ganzen arm machte. Bei der gegenwärtigen Vollkommenheit der Arbeitswerkzeuge muß die Menschheit imstande sein, mit mäßiger Arbeit einen solchen Reichtum an Gütern herzustellen, daß nicht allein jeder, der arbeitet, samt Weib und Kind mit allem Nötigen und einigem Angenehmen versorgt wird, sondern auch noch dieselbe und eine größere Masse von Luxusgegenständen, als jetzt für die übrig bleibt, die durch Glück, Geschick oder Verdienst über die Masse emporgehoben werden, und hätte die Masse jenes Nötige zur Genüge, so würde sie den Hervorragenden dieses Mehr nicht mißgönnen, und es würde keinem Menschen einfallen, sozialistische Systeme auszudiffeln. Da nun aber trotz reichlich vorhandener Bedingungen die notwendige Gütermasse nicht hervorgebracht wird, so sind wir berechtigt, die gegenwärtige Einrichtung der Gütererzeugung für fehlerhaft zu halten. Sie macht den Eindruck eines Hauswesens, worin sechs liebliche Töchter blühen, und nicht bloß blühen, sondern von früh bis abends alle Hände voll zu thun haben, trotzdem aber nichts fertig bringen, sodaß ihre zwölfhändige Geschäftigkeit nicht imstande ist, dem Papa zur richtigen Zeit auf den richtig gedeckten Tisch ein richtiges Mittagessen zu setzen und ihm die zerrissenen Strümpfe anzustreichen. Entscheide doch selbst, lieber Eugen, ob es mehr zum Totlachen oder mehr zum Weinen ist, wenn die böhmischen Fabrikanten ihre Leinwand nicht los werden, die Arbeiter aber, die diese Leinwand herstellen, kein Hemd unterm Rocke haben, und sage, ob nicht ein Leiter des Gewerbewesens, der die Sache absichtlich so eingerichtet hätte, unbedingt ins Narrenhaus gesperrt werden müßte. Bei so bewandten Umständen wird es wohl nicht bloß erlaubt, sondern Pflicht sein, nachzusehen, wo eigentlich der Fehler steckt, und über eine bessere Einrichtung nachzudenken. Die Kritik der bestehenden Einrichtung zusammen mit den Entwürfen einer neuen macht eben den Sozialismus aus. Daß unter seinen Entwürfen sich schon ein ausführbarer befände, oder daß die Gütererzeugung und -Verteilung überhaupt einmal nach einem vorbedachten Plane werde umgestaltet werden können, das ist ja damit noch nicht gesagt.“

Die zweite Art von Beweisführung der kapitalistischen Schule dreht sich um die wunderliche Vorstellung, daß das Kapital durch seine Verstaatlichung

vernichtet werde. Wir fanden sie dieser Tage wieder in einem Artikel der „Freisinnigen Zeitung,“ den vollständig zu zerpfücken, so angenehm es auch wäre, doch zu viel Raum beanspruchen würde, aus dem wir aber wenigstens etliche Sätze zu einiger Beleuchtung herausheben wollen. „Das vorhandene Kapital kann man durch einen brutalen Gewaltakt allerdings seinen Eigentümern konfiszieren und zum Staatseigentum erklären, nicht aber kann neues Kapital durch einen formalen Akt geschaffen werden.“ Als ob durch die Verstaatlichung der bebauten Äcker auch nur eine Drainage rückgängig gemacht, durch Verstaatlichung der Fabriken auch nur ein Ziegel ausgebrochen oder ein Dampfkolben zerbrochen würde, sodaß diese Dinge wieder hergestellt werden müßten! Als ob bei der Verstaatlichung der Privatbahnen in Preußen auch nur eine Schwelle oder Schiene verloren gegangen wäre! Als ob bei einer Verstaatlichung der Bergwerke, die voriges Jahr nach dem großen Ausstände von vielen konservativen Politikern gefordert wurde, auch nur ein Stollen einfallen würde! „Dieses [das Kapital] muß erst [von neuem wiederum? das meint Richter doch wohl] produziert und erspart werden.“ Unsinn, doppelter Unsinn! Das Kapital ist da und bleibt nach der Besitzübertragung, was es vorher war. Vermehrt aber wird es auch in Zukunft auf keine andre Weise, als wie es geschaffen ist, nämlich durch Arbeit, durch nichts als durch Arbeit; nicht durch „produzieren,“ sofern das was andres bedeuten soll als arbeiten, und noch weit weniger durch Sparen; denn kein Verschwender verspeißt Kapitalgüter: Fruchtmäcker, Pflüge, Eisenbahnschienen, Dampfkolben, Ziegelsteine und Brettnägel, sodaß diese Dinge vor der Verschwendung durch Sparen gerettet werden müßten. Was der Verschwender verzehrt, das sind eben zum Verzehren bestimmte Güter, und je mehr davon vertilgt werden, desto besser ist es für die Produzenten, desto mehr werden sie in den Stand gesetzt, ihre Anlagen zu erweitern, d. h. ihr Kapital zu vergrößern, desto stärker wächst das Nationalkapital, gleichviel, ob der Staat oder die Gesamtheit der Privaten Besitzer davon ist. Verzehrt werden nicht Stücke des Kapitals, sondern Bestandteile des Einkommens; Nahrungs- und Genußmittel gehören nicht zum Kapital, sondern zum Einkommen. Was im sozialistischen Staate das Kapital gefährden könnte, das wäre der Wegfall des zur Arbeit treibenden Stachels der Not. Weil unser Volk noch nicht reif genug sei, ohne diesen Stachel zu arbeiten, meint Rodbertus, darum sei die Zeit für den sozialistischen Staat noch nicht gekommen.

Was Richter mit dem neuzuschaffenden Kapital eigentlich meint, würden wir gar nicht zu erraten vermögen, wenn er es nicht an einem Beispiele einigermaßen veranschaulichte. „Der preussische Staatshaushaltsetat hat für 1890/91 einmalige Ausgaben vorgesehen zur Ergänzung und Vervollkommnung des Staatseisenbahnnetzes im Betrage von 200 Millionen Mark. Die dazu erforderlichen Geldmittel sollen durch Anleihe aufgebracht werden. Diese Auf-

bringungsart ist im sozialistischen Staate nicht möglich, dieser müßte also, um den Bedürfnissen der Bahnverwaltung zu genügen, jeder der zehn Millionen Haushaltungen von ihrem auf 842 Mark berechneten Normaleinkommen zwanzig Mark abziehen.“ Sa muß denn der preußische Staatsbürger in alle Ewigkeit auf dem Einkommen von 842 Mark angenagelt bleiben? Das Ziel der Sozialisten ist ja eben Erhöhung der Produktion und hieraus erfolgende Einkommensvermehrung! Wenn nun im Sozialistenstaate selbst der Ärmste jährlich so viel Güter bezieht, als man heute für 2000 Mark bekommt, so fällt ihm der Abzug einer zwanzig Mark werten Gütermenge schon weniger schwer. Der Ärmste, sagen wir, denn nach Sozialisten wie Rodbertus, Schäßle und Hertka — wie sich Bebel die Sache denkt, wissen wir nicht — bleibt im sozialistischen Staate das Privateigentum, das Erbrecht und darum auch der Vermögensunterschied bestehen, und daher würden die Ärmern im vorliegenden Falle auch gar nicht einmal zwanzig Mark zu tragen brauchen. Nur das Kapitaleigentum geht an den Staat oder an eine andre größere Gesamtheit von Produzenten über; das Eigentum an seinem Arbeitsprodukt, an seinem ehrlichen Erwerb, der gegenwärtig keinem sicher ist, soll dort im Gegenteil erst gesichert werden. Und dann: sind denn die Pyramiden, die höchst vollkommenen Kanalnetze des alten Ägyptens und Babyloniens und die Römerstraßen mit Anleihen oder auf Aktien gebaut worden? Der Einwand, daß man damals Sklaven verwendete, würde nichts zu bedeuten haben, weil jene Sklaven gerade so gut genährt werden mußten, wie unsre heutigen Erd- und Eisenarbeiter. Haben doch beim Bau der großen Pyramide die Arbeiter für sechs bis neun Millionen Mark Rettiche, Zwiebeln und Knoblauch verzehrt, was den guten Herodot zu dem Ausrufe veranlaßte: „Was muß da erst drauf gegangen sein für Eisen zum Werkzeuge, für die eigentliche Kost und die Kleidung der Arbeiter!“ Wie frühere Geschlechter zur Schaffung einer großartigen Kultur unsrer heutigen Finanzkünste nicht bedurft haben, so werden auch spätere wieder einmal ohne sie fertig werden. Diese Finanzkünste haben ja ihre Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, und gegenwärtig beherrschen sie die Produktion dermaßen, daß nur ein Narr daran denken könnte, sie plötzlich abschütteln zu wollen; aber der volkswirtschaftlichen Weisheit letzter Schluß wird die von den Freisinnigen zärtlich geliebte Börse nicht sein.

Wer heute, nach Rodbertus, noch das Kapital mit dem Kapitalbesitz verwechselt, wie die „Freisinnige Zeitung,“ der ist so wenig zu entschuldigen, wie etwa ein Chemiker, der nach Lavoisier noch die Verbrennung mit dem Entweichen des Phlogiston erklären wollte. Aber freilich, welcher anständige Mensch mag mit Rodbertus zu thun haben? War er doch Sozialist, und Sozialist und Sozialdemokrat ist ein und dasselbe Ding. Wir aber, die anständigen Leute, sind nicht Sozialdemokraten, sondern entweder konservativ, oder nationalliberal, oder „deutschfreisinnig,“ oder fromme, gläubige Katho-

lifen, und namentlich wenn wir letzteres sind, müssen wir den Sozialismus für eine Ausgeburt der Hölle halten. Das giebt eine schöne Gelegenheit zur Gesellschaftsrettung ab und erhöht sowohl den Glanz des heiligen Vaters, wie es den Zentrumsorganen ihre durch das Ende der Kirchenverfolgung lau gewordenen Abonnenten wieder sichert. In Deutschland, und wohl auch in den andern Ländern des Kontinents, wird nämlich jede Ansicht als Parteisache behandelt. Jede Partei aber liebt nur ihr „Organ,“ und wehe diesem Organ, wenn es sich einmal untersteht, außer der Parteimeinung auch andern Meinungen Raum zu geben! Jeder Abonnent sieht das als eine persönliche Beleidigung an. So singt jede Partei jahraus jahrein ohne Rücksicht auf die andern ihre eintönige Melodie herunter, was keine Symphonie, sondern eine greuliche Katzenmusik ergiebt, und wobei, weil kein Meinungsaustausch stattfindet, sondern nur Monologe gehalten werden, die Lösung der brennenden Fragen keinen Schritt vorwärts rückt. In England ist das anders. Dort wird wirklich diskutiert, sowohl in Versammlungen wie in der Presse. Manche Zeitschriften, wie das Nineteenth Century, laden die Häupter der entgegengesetzten Parteien ausdrücklich zur Mitarbeit ein. Jeder vermag des Gegners Ansicht anzuhören, ohne daß er Kopf- und Leibweh davon bekommt, und nachdem man die Sache hin und her besprochen hat, gelangt man auch, sofern es sich nur nicht gerade um Irland handelt, zu einer Verständigung. Seitdem das Popperygeschrei aufgehört hat, hegt man keinerlei abergläubische Voreingenommenheit gegen irgend eine Ansicht mehr; am wenigsten gegen den Sozialismus. Kirchenzeitungen bringen Beiträge von Sozialisten, und auf dem Kongreß der Staatskirche zu Hull sagte am 1. Oktober der Bischof von Durham, an dem Worte Sozialismus dürfe niemand Anstoß nehmen; es bedeute weiter nichts, als daß man die Produktion jetzt einmal vom Standpunkte der Gesamtheit anzusehen beginne, während man sie lange genug lediglich für ein Privatgeschäft und als Sache der freien Konkurrenz angesehen habe.

Wenn die Ansicht, daß bei uns in Deutschland die freie öffentliche Diskussion nicht ungefährlich sei, einen Schein von Berechtigung hat, so kommt das daher, weil wir, dieses Volk der Denker und der Theoretiker, noch gar nicht einmal wissen, was eine Theorie ist. In England weiß jedermann bis zum Straßengelehrer herab, daß eine Theorie eine Theorie, d. h. eine Ansicht von einer Sache ist, der andre Ansichten zur Seite und gegenüberstehen, und daß nach dieser Ansicht das eine, nach der andern Ansicht ein andres an der fraglichen Sache gebessert werden kann, und niemand verfällt auf den verrückten Gedanken, die vielseitige Wirklichkeit in eine ihrer Natur nach einseitige Theorie pressen, gewissermaßen aus der dreidimensionalen Körperwelt ein Flächenornament machen zu wollen. Der Deutsche aber bildet sich ein, wenn er eine Theorie gefunden hat, so müsse er sofort die ganze Wirklichkeit darnach umgestalten, und er setzt dieselbe Verrücktheit bei jedem andern Menschen voraus,

daher er denn, wenn sein Gegenpart im Gespräch den Begriff des Privateigentums zu erörtern anfängt, sofort nach Uhr und Geldbeutel greift, um sie vor dem Kerl, der doch nur ein Spitzbube sein könne, zu sichern. Wenn so der Hochgebildete der Theorie die Macht beimißt, ihre augenblickliche Ausführung zu erzwingen, dann dürfte man sich freilich nicht wundern, wenn der Fabrikarbeiter die Lehren des Sozialismus als eine Aufforderung zum Müßiggang und zum Stehlen mißverstehe.

Der Eigentumsbegriff ist so wenig wie irgend ein anderer fertig vom Himmel gefallen, sondern entwickelt worden, und er erleidet beständige Wandlungen. Daß sehr reiche Leute einer Erörterung dieses Begriffes abgeneigt sind, kann nicht Wunder nehmen; denn sie fürchten, daß ein Wandel des Begriffes einen Wandel der Lage zur Folge haben könnte, und es ist kein Wandel denkbar, der ihre Lage noch verbessern, wohl aber so mancher, der sie verschlechtern könnte. Sehr reiche Leute sind daher immer hyperkonservativ, mögen sie sich in der Politik auch liberal oder freisinnig nennen. Dagegen ist es unbegreiflich und unverantwortlich, wenn sich der gebildete Mittelstand gegen eine solche Erörterung sträubt. Welcher Mann von ein- bis dreitausend Thalern Einkommen sieht nicht trotz aller Opfer, die er für seine Kinder bringt, mit Bangen in deren Zukunft? Vor sechzig Jahren konnte ein gebildeter Mann, ohne den Vorwurf der Gewissenlosigkeit fürchten zu müssen, seinen Jungen mit einem Thaler in die weite Welt schicken, weil wirklich jeder, der nur arbeiten wollte, sich durchschlug. Mußte der Bursche vielleicht auch, ehe er festen Fuß faßte, manchmal monatelang fechten gehen, das vernichtete nicht, wie heute, seine Existenz, das hatte nicht seine Ausstoßung aus der bürgerlichen Gesellschaft, seine Achtung zur Folge. Wer in dieser stetig zunehmenden Erschwerung des Fortkommens nicht die Aufforderung sieht, die Grundlagen unserer Gesellschaftseinrichtungen auf ihre Haltbarkeit, Berechtigung und Vernünftigkeit hin zu prüfen, der ist nicht bloß leichtsinnig und gedankenlos, sondern, wenn er selbst Kinder hat, gewissenlos.

Noch unverständlicher ist die ablehnende Haltung mancher Männer der Wissenschaft, denen doch die Wandlungen des Eigentumsbegriffes bis in die neueste Zeit herein nicht unbekannt sein können. Wo wäre das preußische Heer, wo wären die musterhaften preußischen Finanzen, wo wäre Preußen selbst, wenn seine Könige nicht den Eigentumsbegriff der Junker, die den Bauernacker samt dem Bauer für ihr rechtmäßiges und unantastbares Eigentum ansahen, einer gründlichen Korrektur unterworfen hätten? Anders als aus Vorurteil läßt es sich doch nicht erklären, wenn ein Handbüchlein der Nationalökonomie, das seiner Handlichkeit wegen wahrscheinlich sehr verbreitet ist (den Verfasser nennen wir nicht, weil wir ihn im übrigen hochschätzen), Rodbertus mit folgendem Sätzchen abschlachtet: „Sein Sozialismus besteht hauptsächlich in dem Wahne, nach einigen hundert Jahren werde das Kapital- und Grund-

eigentum abgeschafft werden.“ Daß Rodbertus den Begriff und die Entstehung des Kapitals, sowie die Entstehung der verschiedenen Arten von Rente in völlig befriedigender Weise erklärt und über eine Menge wichtiger volkswirtschaftlicher Einzelfragen Licht verbreitet hat, davon kein Wort. Der Leser erfährt nichts als jenen angeblichen „Wahn,“ den man übrigens aus des Rodbertus Büchern herausstreichen kann, ohne ihren Wert zu mindern. So ist der schöne Zweck erreicht! Wem wird es einfallen, Bücher zu lesen, die nichts enthalten, als einen Wahn, einen verrückten Zukunftstraum! Und so ist die deutsche Nation glücklich um einen ihrer tiefsten und edelsten Denker, um ihren größten Volkswirtschaftslehrer betrogen! Den „Ricardo des ökonomischen Sozialismus“ nennt ihn Adolf Wagner und sagt im Vorwort zu des Rodbertus nach seinem Tode herausgegebenen Werke „Das Kapital“: „Rodbertus zeigt hier eine Kraft des abstrakten Denkens, wie sie nur den größten Meistern eigen ist. Er schließt sich an diese an und tritt wohl auf dem Gebiete der Nationalökonomie an ihre Spitze.“ In der That wüßten wir nicht, wer ihm von deutschen Nationalökonomien vorangestellt werden könnte. Als Verfasser eines alle Zweige der Volkswirtschaft umfassenden Lehrbuchs und durch die Fülle des darin und in seinen andern Schriften niedergelegten Wissensstoffes behauptet zwar Roscher unzweifelhaft die erste Stelle, aber er hat nicht durch bahnbrechende neue Ideen den Gesichtskreis seiner Wissenschaft erweitert, sondern sich nur als zuverlässigen Führer auf dem bisher erschlossenen Gebiete bewährt und dieses durch die Entdeckung vieler Thatfachen und durch lichtvolle Erörterungen bereichert. Des Rodbertus Größe erkennt er an. In seiner Geschichte der Nationalökonomie sucht er ihm zwar einige Irrtümer nachzuweisen, schließt aber seine Kritik mit den Worten: „Indessen wird das alles dann überwogen durch eine Menge höchst gründlicher und geistreicher Forschungen, zumal aus der römischen Kaiserzeit, deren Ideengehalt nicht selten bis in die Tiefe reicht, wo die allgemeinen Fragen der Volkswirtschaft und des Volkslebens wurzeln.“

Da sich Rodbertus fast stets in mathematisch strengen Beweisführungen bewegt, seine Schriften sich daher nicht eben leicht lesen, so glauben wir denen, die die neue Ausgabe seines zweiten und dritten sozialen Briefes an Kirchmann zu studiren gedenken, einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie durch einen Abriß seiner Rententheorie ein wenig vorbereiten. Der Raumersparnis wegen sagen wir nichts von den Theorien Ricardos und Kirchmanns, von denen er ausgeht, und erwähnen mit Beziehung auf das Äußere der neuen Ausgabe nur das eine, daß der Herausgeber den Text des Meisters sehr pietätvoll und mit philologischer Genauigkeit behandelt hat. *)

*) Zur Beleuchtung der sozialen Frage. Teil I. Unveränderter Abdruck meines zweiten und dritten sozialen Briefes an v. Kirchmann, enthaltend einen kompendiösen Abriß meines staatswirtschaftlichen Systems, nebst einer Widerlegung der Ricardoschen und Ausfühung einer neuen Grundrententheorie. Von Dr. Carl Rodbertus-Fagebow. Zweite Auflage, herausgegeben von Moritz Wirth. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1890.

2

„Boden, Kapital und das unmittelbare materielle Arbeitsprodukt — sagt Robbertus — durften und dürfen auch niemals dem Arbeiter zu eigen gehören, mindestens nicht, wenn die Teilung der Arbeit entstehen, bestehen, sich entwickeln, erweitern und damit über die Gesellschaft das Füllhorn ihrer wunderbaren Schätze soll ausgießen können.“ Man vergegenwärtige sich nur, wie viel Arbeiter verschiedner Berufsarten bei Herstellung einer Stecknadel zusammenwirken und frage sich, wie sie es anstellen sollten, ihre Ansprüche an die Nadel zu berechnen. Nur auf der Stufe des Jägerlebens fällt der Besitzer mit dem Arbeiter zusammen. Dem Jäger gehört der Bogen wie das Wild, das er damit erlegt. Der Bogen, den er sich schnitzt, bildet sein Kapital; die Jagdbeute, sein Arbeitsprodukt, bildet sein Einkommen. Auf dieser Stufe ist Sklaverei noch nicht möglich. Ließe der Herr den Sklaven mit jagen, so würde das die Freiheit bedeuten; legte er ihn in Fesseln, so müßte er, der Herr, ihn mit seiner Arbeit ernähren, es bleibt also nichts übrig, als den überwundenen Gegner zu töten.

Mit dem Ackerbau beginnt die Arbeitsteilung und hört die Möglichkeit auf, daß jeder Arbeiter selbst Eigentümer seiner Produktionsmittel und Produkte sei. Der Herr des Grundstückes, wie immer er in dessen Besitz gelangt sein mag, läßt es zuerst durch seine Weiber und Kinder, dann durch seine Sklaven bestellen. Einen vom Grundbesitz getrennten Kapitalbesitz giebt es anfänglich noch nicht, die Gütererzeugung vollzieht sich in der Form der Naturalwirtschaft. Der Besitzer läßt nicht allein das Holz zu seinem Hause und seinen Gerätschaften fällen, sondern er läßt auch durch einige seiner Sklaven das Haus bauen und durch andre die Geräte und Werkzeuge anfertigen. Er läßt nicht allein Getreide bauen, sondern auch das Getreide zu Mehl mahlen und aus dem Mehle Brot backen. Er läßt nicht allein Schafe züchten, auf deren Fellen ihm Wolle wächst, sondern auch diese Wolle zu Gewändern verarbeiten. Weder sein Vermögen noch sein Einkommen wird nach Geld geschätzt, weil kein Tausch vorkommt, demnach kein Tauschwert als Maßstab entsteht. Von einem Betriebskapital zur Ergänzung der Werkzeuge und Löhnung der Arbeiter ist keine Rede, denn von außen kommt nichts in die Wirtschaft hinein. Die Arbeiter empfangen nicht Geldlohn, den sie in die Stadt tragen könnten, um dort damit zu kaufen, was sie brauchen, sondern sie werden mit den Gütern gespeist und gekleidet, die auf dem Grundstücke gewachsen oder aus darauf gewachsenem Rohstoff bereitet sind. Ein Teil ihrer Arbeitskraft und der gewachsenen Rohstoffe wird zur Ergänzung, Wiederherstellung und Vermehrung der Werkzeuge und Lagerräume, zur Verbesserung und Erweiterung des Anbaues, also zur Kapitalbildung verwendet. Brächten nun die Sklaven mit ihrer Arbeit nicht mehr hervor, als sie zur Fristung ihres eignen Lebens brauchen, so müßte der Herr verhungern und hätte nichts

von seinem Besitz. Sie bringen aber bedeutend mehr hervor, so viel, daß der Herr nicht allein gut und reichlich essen und trinken, sich warm und prachtvoll kleiden kann und ein schönes, mit bequemen Gerätschaften ausgestattetes Haus erhält, sondern auch noch vielerlei Bequemlichkeiten, wie die persönliche Bedienung und die Beförderung von einem Orte zum andern durch Pferde, Wagen oder Tragsessel genießt. Die Gesamtheit dieser Güter, deren er sich erfreuen kann, weil sie nach Abzug des Unterhalts der Sklaven und des Kapitalerfages oder der Neuanlage übrig bleiben, bildet sein Einkommen; das ist die Rente, die ihm sein Grundstück abwirft, die er bezieht, bloß weil er Besitzer ist. Sie ist lediglich das Erzeugnis der Arbeit seiner Sklaven, er aber betrachtet sie als den Ertrag seines Vermögens, und er ist dazu formell berechtigt, weil die Arbeiter selbst einen Bestandteil dieses Vermögens bilden. Kapital ist der Teil seines Vermögens, der aus Bodenkulturen, Gebäuden, Werkzeugen und Vieh besteht, im Sinne von vorgethaner Arbeit; aber in dem jetzt gebräuchlichsten Sinne, als Betriebskapital, ist keins vorhanden, weil ja, wie gesagt, von außen nichts in die Wirtschaft hineinkommt. Daß vielleicht schon einige überflüssige Rohprodukte und Fabrikate auf einem auswärtigen Markte verkauft und für das daraus gelöste Geld einige Dinge eingekauft werden, die dem Besitzer daheim nicht wachsen, berührt die Wirtschaft nicht. Weil kein Betriebskapital, so ist auch noch kein Zins vorhanden, denn solcher kann nur nach dem Gewinn berechnet werden, den das Kapital abwirft. Wo bei Naturalwirtschaft ein Zins von Gelddarlehen vorkommt, da ist er Wucherzins, d. h. seine Höhe wird nicht nach dem Gewinn berechnet, den der Gläubiger durch Anlage des Kapitals im Gewerbe erzielen könnte, sondern nach dem Grade der Not, die den Schuldner zwingt, Geld aufzunehmen. So faßt selbst Aristoteles noch den Zins auf. (Und auf dessen Auffassung ist das kanonische Zinsverbot, das auch Luther noch verteidigte, wohl mehr als auf das Neue Testament zurückzuführen.)

Betriebskapital entsteht, sobald sich die Fabrikation von der Landwirtschaft trennt, weil der Fabrikant das Rohmaterial und die Werkzeuge kaufen und den Arbeitern Lohn gewähren muß, schon ehe ihm die Fabrikation etwas einträgt. Mit der Scheidung der Fabrikation von der Landwirtschaft tritt zugleich eine Verzweigung der Fabrikation in viele Gewerbe ein. Denn während dem Landwirt vielerlei Rohstoffe zuwachsen, die er auf seinem geräumigen Grundstück auch gleich verarbeiten lassen kann, muß sich der Fabrikant, der die Rohstoffe zu kaufen und nur einen beschränkten Raum zur Verfügung hat, auf die Verarbeitung eines einzelnen Rohstoffes, und zwar auf einen einzelnen Produktionsabschnitt dieser Verarbeitung beschränken; er ist entweder Müller oder Bäcker, Gerber oder Schuster, Brettschneider oder Tischler. Je einseitiger seine Produktion ist, desto weniger Gebrauchswert hat sein Produkt für ihn selbst, desto weniger kann er es auch zur Ergänzung seiner Werk-

zeuge und zum Unterhalt seiner Arbeiter verwenden. Er muß es auf den Markt schicken und zu Geld machen und mit diesem Gelde die Arbeiter ablohnen, neue Werkzeuge einkaufen und die zur Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse dienenden Güter erwerben. Der Gebrauchswert des Produkts tritt für den Produzenten hinter dem Tauschwert zurück. Der Erlös teilt sich in die Betriebskosten, zu denen der Arbeitslohn gerechnet wird, und in den Kapitalgewinn; er ist aber wiederum, wie vorhin der Ertrag des Landgutes, lediglich Erzeugnis der Arbeiter. Man darf sich, sagt Robbertus, nicht der Vorstellung hingeben, daß es nun, wo das Produkt überall in der Tauschwertform auftritt, eines Wertzuschlages bedürfe, um Rente, Grundrente oder Kapitalzins, zu gewähren, daß es um die Rente teurer verkauft werden müsse, und daß es, wenn es keinen Kapitalgewinn abzuwerfen brauchte, um so viel wohlfeiler werden könnte. Nicht durch einen Preiszuschlag wird die Rente erzielt, sondern durch einen Abzug vom Arbeitslohn, dadurch, daß die Arbeiter gezwungen werden, einen Teil des von ihnen hervorgebrachten Wertes dem Fabrikanten abzutreten.

Auf wie vielfältige Weise die Landwirtschaft in das kapitalistische Getriebe hineingezogen wird, mögen sich die Leser selbst vergegenwärtigen. Hier genügt es zu bemerken: nach Scheidung der Fabrikation von der Landwirtschaft erlangen auch die Erzeugnisse der Landwirtschaft und die Landgüter selbst Tauschwert, gehört zum Erwerb und zur Bewirtschaftung eines Landgutes Kauf- und Betriebskapital, geraten Landwirtschaft und Fabrikation in eine viel und fein verzweigte Abhängigkeit von einander und verschmelzen die Einzelwirtschaften der vorigen Periode zur Volkswirtschaft, zu einem untrennbaren mit dem Nationalkapital arbeitenden Ganzen. Diese Abhängigkeit jedes einzelnen Arbeiters von unzähligen, ihm meist unbekanntem und fern wohnenden Mitarbeitern macht es eben, wie schon bemerkt wurde, unmöglich, daß er zugleich Besitzer seiner Arbeitsmittel und seines unmittelbaren Erzeugnisses sei. Das Vernünftige wäre nach Robbertus, daß sich diese Güter überhaupt nicht im Privatbesitz befänden, sondern, wie sie nur in der geordneten Gemeinschaft, im Staate erzeugt werden können, so auch der Gemeinschaft, dem Staate gehörten.

So lange nun dieses Vernünftige nicht verwirklicht werden kann, bleibt es dabei, daß vom Ertrage der Nationalarbeit nicht allein die Kapitalergänzung, sondern auch noch Grundrente und Kapitalzins nebst Unternehmergeinn abgezogen werden, und nur der Rest den Arbeitern verbleibt. „Das Vermögen aber, das selbst nur Arbeitsprodukt, und zwar das Produkt der Arbeit anderer als seiner Besitzer ist, nimmt in diesem Zustande immer mehr die bewegliche Geldform an, in der der Besitzer es irgendwo »anzulegen« sorgen muß. Die Rente nimmt daher immer mehr die Scheingestalt eines Erwerbes oder Produkts des Vermögensbesitzers an (indem beide, Kapital und Einkommen, als gleichartige Dinge, als Geld erscheinen, sodaß Geld Geld zu erzeugen scheint, und

Einkommen nur als der Ertrag von Geldkapital möglich erscheint), und zwar umso mehr, als jetzt mit dem überall vortretenden Tauschwert ein gleichnamiger Maßstab gegeben ist, um das Verhältnis jenes »Ertrages« zum Vermögen auszudrücken.“ Bekanntlich drückt man es nicht als Bruch aus: als ein Zwanzigstel etwa, sondern man sagt fünf vom Hundert. Ganz ebenso drückt der Grundbesitzer den Zinsbetrag seines Betriebskapitals aus. Und zwar richtet sich der Zinsfuß des ländlichen Betriebskapitals nach dem des gewerblichen. Endlich wird auch die Grundrente, die nicht mit den Zinsen des landwirtschaftlichen Betriebskapitals verwechselt werden darf, in Prozenten ausgedrückt. Aber während in der Fabrikation die Zinsen nach dem Kapital berechnet werden, indem man nachsieht, den wievielten Teil von diesem sie ausmachen, wird umgekehrt der Tauschwert des landwirtschaftlichen Urkapitals, des ursprünglich kostenlosen Bodens, erst aus der Grundrente gefunden, indem man deren Betrag für einen Morgen je nach dem landesüblichen Zinsfuß mit 20 oder 25 oder $33\frac{1}{3}$ multipliziert. Der Beweis dafür, daß nicht etwa bloß, wie Ricardo meint, auf dem bessern Boden, sondern unter allen Umständen Grundrente übrig bleibt, bildet den am schwersten verständlichen, am meisten angefochtenen und wohl auch ansechtbarsten Teil des dritten Briefes an Kirchnermann. Der Beweis stützt sich vorzugsweise auf den Umstand, daß der Grundbesitzer nicht, wie der Fabrikant, Geld auf Rohstoffe auszuliegen braucht. Anstatt darauf einzugehen, wollen wir lieber einen einzelnen Fall anführen, wo über den Kapitalzins hinaus Rente übrigbleibt, einen Fall, den Rodbertus aus der Geschichte seiner eignen Gutswirtschaft zu einem andern Zweck erzählt. Die Kosten der Drainirung eines Teiles seiner Feldmark wurden vollständig durch den Erwerb von 120 Morgen neuen Ackers gedeckt, die er durch Zuschüttung der Gräben des alten Entwässerungssystems gewann. Er hatte also die Drainirung der schon vorhandenen 880 Morgen umsonst, und der Mehrertrag, den sie seitdem abwarfen, verursachte ihm keinen Pfennig Betriebskosten. Hier haben wir also ein Einkommen, das offenbar nicht als Kapitalzins angesehen werden kann, sondern dem Besitzer des Grundstücks lediglich darum zufällt, weil er Besitzer ist.

Rodbertus bestreitet natürlich dem Besitzer nicht den Anspruch auf Entschädigung seiner persönlichen Leistungen als Mitarbeiter oder Leiter seiner Wirtschaft. Daß aber die Rente etwas andres ist als diese Entschädigung, sieht man deutlich bei der Pacht- und bei der Kapitalanlage in den Unternehmungen andrer. Denken wir uns, daß die Ahnen eines Gutsherrn ihr Gut vor Jahrhunderten verpachtet hätten, so würde die Familie Geschlecht für Geschlecht die stetig steigende Rente bezogen haben ohne andre Mühewaltung, als daß das Familienhaupt von Zeit zu Zeit einen neuen Pachtvertrag unterschrieben hätte. Dem Hausbesitzer in der Großstadt fällt lediglich durch die fortwährende Steigerung des Grundstückwertes alljährlich eine Rentenzulage

in die Tasche, ohne daß er einen Finger zu rühren braucht. Bei der Kapitalanlage in den Unternehmungen andrer beschränkt sich die Arbeit des Kapitalisten auf das Eintreiben der Zinsen oder das Kuponabschneiden. Den Unternehmern (Gutspächtern oder geldaufnehmenden Fabrikanten) gegenüber begehen Gutsherrn und Kapitalisten kein Unrecht, wenn sie Pacht oder Zins fordern; „das Unrecht, das man im Zinsenbezüge zu finden glaubt und konsequent auch im Pachtbezüge finden müßte, liegt nicht in der Teilung der an den Arbeitern gemachten Beute, sondern in der Erbeutung selbst.“ Das Steigen und Fallen der einzelnen Teile, in die das Nationalprodukt zerfällt, vollzieht sich nun nach folgenden Gesetzen. Wird die Arbeit produktiver, d. h. wird mit weniger Arbeit dasselbe Produkt oder mit derselben Arbeit mehr Produkt hergestellt als früher, so können die Anteile aller Beteiligten, also Bodenrente, Kapitalzins, Unternehmergeinn und Arbeitslohn zugleich steigen. Für gewöhnlich ist dies jedoch nicht der Fall, sondern der Arbeitslohn bleibt, wenn er auch vielleicht nominell steigt, seinem Tauschwert nach auf derselben Stufe oder sinkt wohl gar. Denn da bei Aufhebung der Sklaverei die Arbeiter alle Arbeitsmittel im Besitz von Grundherren und Kapitalisten finden, von deren Erlaubnis es abhängt, ob sie arbeiten dürfen oder nicht, da sie demnach ihre Arbeitskraft, d. h. sich selbst, als Ware anbieten müssen, und mit jeder Volksvermehrung die Notwendigkeit, diese ihre einzige Ware loszuschlagen, immer dringender wird, während die Gutsherrn und Kapitalisten gewöhnlich warten können, so sind sie nicht in der Lage, eine der Vermehrung des Produkts entsprechende Erhöhung ihres Anteils durchzusetzen. Die Erhöhung der Produktion kommt demnach lediglich den Besitzern zu gute. Selbstverständlich wird durch jede Erhöhung des Arbeitslohnes die Rente verringert, und umgekehrt. Dasselbe ereignet sich dann bei der Teilung der Rente zwischen Grundherren und Kapitalisten, indem eines jeden Anteil beim Steigen des Anteils des andern fällt und beim Fallen steigt. Während jedoch das Steigen des Kapitalzinses an allerlei Umständen sehr bald seine Grenzen findet, ist dem Steigen der Grundrente keine Grenze gesteckt; sie steigt mit dem Wachstum der Bevölkerung, d. h. des Bedürfnisses an Wohnplätzen und Nahrungsmitteln, und kann bis ins Unendliche gehen. (Ob dieser Behauptung mögen unsre Agrarier den Rodbertus wohl für verrückt halten. Allein die heutige Not der Landwirtschaft rührt nicht vom Fallen der Grundrente her, wie schon die Thatsache beweist, daß sich um jedes Fleckchen Pachtacker die Anwohnenden reißen, sondern von der Verschuldung, d. h. von dem Umstande, daß viele Grundbesitzer — gar nicht mehr Besitzer sind. Daß die Grundrente ins Unendliche steigen könne, glauben wir allerdings auch nicht, weil die Bevölkerung, wenn sie unverhältnismäßig zahlreich geworden ist, stehen bleibt oder wohl auch zurückgeht, und weil ihr Bedürfnis teilweise durch Einfuhr von Vieh und Getreide aus dem Auslande befriedigt wird.)

Den Kern dieser Rententheorie bildet also der Satz, daß alle Rente, d. h. jedes Einkommen, das dem Besitzer von Grundstücken oder Geldkapital lediglich darum zufließt, weil er Besitzer ist, nur durch Verkürzung des den Arbeitern gebührenden Anteils an der Nationalproduktion gewonnen wird, daß sie Ertrag der Arbeit anderer ist. „Es grenzt an Lächerlichkeit — sagt Robertus —, wenn Herr Thiers die großen Vermögen der Gegenwart nur aus dem Unterschiede der individuellen Arbeitsfertigkeit in Verbindung mit dem Erbrecht erklären will. Ich halte das Erbrecht für ein gerade so wohl begründetes Recht als das Eigentum, und das Eigentum für so wohlbegründet, als überhaupt nur ein Rechtsbegriff sein kann, aber wäre es nicht der Gesellschaft begegnet, daß der Eigentumsbegriff fortwährend falsches Maß und Gewicht mit sich geführt hätte, so würde wahrscheinlich keine noch so große Verschiedenheit individueller Arbeit, auch bei den glücklichsten Zufällen des Erbrechtes, haben hinreichen können, die heutigen großen Privatvermögen aufzuhäufen. . . . Meine Theorie beweist, daß jene Lobredner der heutigen Eigentumsverhältnisse, die sich doch wieder nicht entbrechen können, das Eigentum auf die Arbeit zu gründen, mit ihrem eignen Prinzip im vollständigsten Widerspruche stehen. Sie beweist, daß die heutigen Eigentumsverhältnisse gerade auf einer allgemeinen Verletzung dieses Prinzips beruhen, und daß jene großen individuellen Vermögen, die sich heute in der Gesellschaft aufhäufen, nicht etwa aus einer Verschiedenheit der produktiven Fähigkeiten, der allerdings von Rechts wegen verschiedene Eigentumslose zufallen, noch aus dem Erbrecht, das gleichfalls von Rechts wegen so heilig ist als das Eigentum selbst, entspringen, sondern aus historischen Thatsachen, die in immer größerem Maße jeder Arbeit einen Teil ihres Produkts entziehen, und also auch mit jedem neugeborenen Arbeiter den schon von Alters her sich in der Gesellschaft anhäufenden Raub vergrößern. So scheint mir diese Theorie die Unklarheit und die Verirrungen der französischen Sozialisten zu vermeiden und den Grundsatz »Das Eigentum ist Diebstahl« in den richtigern umzukehren: »Das Eigentum ist vor Diebstahl zu behüten.«“

Daß die stetige Verminderung der Quote (des verhältnismäßigen Anteils) der Arbeiter am Nationalprodukt bei steigender Produktivität uns schon mit dem Pauperismus heimsuchen muß, ehe dessen natürliche Ursache, die Überbevölkerung, eintritt, ist klar. Aber auch die Plage der sogenannten Überproduktion und der daraus folgenden Geschäftsstockungen oder Handelskrisen erklärt sich nun leicht. Über den Marktwert der Waren, von dem der Gewinn des Fabrikanten abhängt, entscheidet bei der jetzigen Ordnung oder Unordnung nicht das Bedürfnis, sondern die Kaufkraft der Massen; diese aber bleibt klein, weil der Arbeitslohn niedrig bleibt. Die Kaufkraft des Arbeiters wieder richtet sich nicht nach dem Werte seiner Leistung, sondern nach dem Anteil, der ihm von diesem Werte gelassen wird. Und so versperren sich die Grund- und die

Kapitalbesitzer selbst den Absatz, indem sie die Kaufkraft des Volkes nicht steigen lassen. Obwohl nun diese Theorie eigentlich die Verstaatlichung des Grund- und des Kapitalbesitzes fordern würde, ist Rodbertus doch weit davon entfernt, diese Forderung zu stellen. „Für Sie — so redet er Herrn von Kirchmann am Schlusse an — ist die Hungersnot der arbeitenden Klassen fast eine natürliche Schickung, der im letzten Grunde so wenig abzuhelpfen ist, daß sie vielmehr schließlich die ganze Gesellschaft ereilen muß. Für mich ist sie nur die Folge einer Unerfahrenheit der Gesellschaft, die gegenwärtig noch nicht versteht, die immer reichlichere Wohlstandsquelle, die sie in ihrer Arbeit besitzt, auch zum Segen ihrer bedürftigen Regionen strömen zu lassen. Nach Ihnen kann es kein Mittel zur Linderung dieser Not geben, als die Aufhebung und Verteilung der Grundrente, d. h. die Aufhebung des Grundeigentums; und auch dies Mittel könnte vorläufig nur die arbeitenden Klassen, aber immer nicht zuletzt die ganze Gesellschaft vor der Steigerung des Elends behüten. Nach mir braucht der gegenwärtigen Grundrente nichts genommen zu werden; es sind nur Maßregeln nötig, um den wachsenden Strom des gesellschaftlichen Reichtums zu verhindern, sich auch noch ferner ausschließlich in die Rente zu ergießen.“ Rodbertus leugnet nicht, daß er die Idee einer Behörde hege, „die das ganze Kapital und den ganzen Grund und Boden verwaltet, die Kapitalien austhut, die Rohstoffe zur Fabrikation austeilt, die Produkte sich zurückliefern läßt und in Warenhäusern verwahrt, wo sie die Arbeiter gegen das Bettelgeld kaufen können, das ihnen für die an den Produkten geleistete Arbeit von der Behörde erteilt [wird] und [das] in Stunden der Arbeit abgemessen ist.“ (In seinem vierten Briefe an Kirchmann hat er diese Idee weiter ausgesponnen.) Rodbertus ist in der That der Meinung, daß eine Organisation aufgefunden werden könnte, die das Grund- und Kapitaleigentum entbehrlich zu machen und doch zugleich das auf sein wahres Prinzip zurückgeführte Eigentum heilig zu halten vermöchte. „Aber — sagt er — ich bin weit davon entfernt, eine solche Organisation schon der Gegenwart vorzuschlagen. Ich glaube allerdings nicht an die absolute Notwendigkeit des Grund- und Kapitaleigentums, wohl aber an seine relative, für die heutige Zeit. Ich glaube, daß zwar schon die Wissenschaft die staatswirtschaftlichen Funktionen des rentirenden Eigentums zu ersetzen verstünde, aber ich glaube nicht, daß der freie Wille der Gesellschaft heute stark genug ist, um auch den Zwang zur Arbeit, den jene Institution [das rentirende Eigentum] außerdem noch übt, schon unnötig zu machen. Und Arbeit, werden Sie mir Recht geben, ist das Prinzip des gesellschaftlichen Fortschritts, ist der Initialbuchstabe jeglichen Reichtums und jeglicher Zivilisation. Ich glaube also, um mich kurz auszudrücken, nicht, daß die Gesellschaft ihren Weg durch die Wüste schon beendet hat, daß ihre sittliche Kraft schon groß genug ist, um das gelobte Land der Erlösung vom Grund- und Kapitaleigentum durch freie Arbeit erwerben und behaupten zu können.“

3

Es könnte sein, daß das gelobte Land überhaupt nicht im Diesseits läge; daß, wenn es gelänge, die Massennot und das Massenelend zu bannen und die große Mehrheit der Menschen auf wenige Augenblicke in einen behaglichen Zustand zu versetzen, die sofort eintretende Verweichlichung sie durch Sünden und Laster aller Art ins alte Elend zurückstoßen würde. Es könnte auch sein, daß die planmäßige Produktion und Güterverteilung unter Staatsleitung, wie sie Rodbertus in dem vierten sozialen Briefe an Kirchmann darstellt, Übelstände erzeugten, schlimmer als die der jetzigen Kapitalsherrschaft. Doch diese Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten thun dem Werte seiner Rententheorie keinen Eintrag. Theorien sind ja, wie gesagt, überhaupt nicht dazu da, verwirklicht zu werden, sondern sie sollen nur dazu dienen, die Fehler eines bestehenden Zustandes erkennbar und hierdurch ihre Abstellung zum Teil möglich zu machen. Wie die Theorie des Rodbertus nutzbar gemacht werden könnte, soll an ein paar Fällen gezeigt werden.

Auf die Gefahr der Auflösung des Volkes in eine kleine Anzahl von Milliardenären und ein nach Millionen zählendes Lumpengefindel wird von Zeit zu Zeit hingewiesen. Optimisten und — Interessirte suchen uns zwar durch Ziffertabellen zu beschwichtigen, die den zunehmenden Volkswohlstand und namentlich die angebliche Kräftigung des Mittelstandes mit rosigem Lichtglanz übergießen. Aber wer in die Wohnungen der Armen zu blicken Gelegenheit hat, wer die Köpfe der Armen an seinem Wohnorte zählt, wer den Familientisch des Kleinhandwerkers untersucht, auf den machen diese Beleuchtungskünste keinen Eindruck. Rodbertus weist nun nach, daß dieser Pauperismus schon vor seiner natürlichen Ursache, der Übervölkerung, eintreten müsse, wenn durch den Boden- und Kapitalbesitz dem Arbeiter ein Teil seines Verdienstes entzogen wird, daß und warum die dem Arbeiter zufallende Quote des Nationaleinkommens stetig kleiner werden müsse, und daß, wenn diesem Prozeß nicht durch gesetzliche Vorkehrungen Einhalt gethan wird, endlich einmal ein Zeitpunkt eintreten müsse, wo die Besitzlosen (ein paar hundert Mark Sparkassenskapital sind nicht als Besitz zu rechnen) so zahlreich sein werden, daß sie sich die Herrschaft der wenigen Nabobs nicht länger gefallen zu lassen brauchen.

Es ist ein Glück, daß Saxe-Koburg nicht in einem der fruchtbareren Kreise Mittel- oder Niederschlesiens liegt. In diesem Falle wäre nämlich Rodbertus wahrscheinlich nicht auf seine Rententheorie verfallen. Hier hätte er vorzugsweise Bauern vor Augen gehabt, die Besitzer und Arbeiter in einer Person sind, sodaß Rente und Arbeitslohn in dieselbe Tasche fließen. In der Gegend Pommerns, wo er schrieb, herrscht der Großgrundbesitz vor, und die Scheidung des Arbeitserzeugnisses in Rente und Arbeitslohn tritt da so deutlich an den Tag, wie in einer Steinkohlengrube, deren geschwärzte Arbeiter dem Besitzer ein ländliches Schloß und seinen Palast in der Residenz schaffen. Hätte aber

Rodbertus nicht in Pommern seine Theorie entdeckt, so würde es nach hundert Jahren vielleicht in Schlefien aussehen wie jetzt in Pommern. Da sie jedoch zum Glück entdeckt ist, so werden die Verufenen hoffentlich dem drohenden Unheil vorbeugen. Heute rufen die Schwärmer für den Fortschritt des Kapitalismus: Das Handwerk ist tot! Und morgen werden sie den ländlichen Kleinbetrieb für „unrentabel“ und daher „irrationell“ und nicht mehr lebensfähig erklären. Alle aber, die, von Rodbertus erleuchtet, das Ende deutlich vor Augen sehen, zu dem jener Fortschritt mit unerbittlicher Folgerichtigkeit führt, werden entgegen: Das darf nicht sein! Sie werden die Bemühungen der Handwerker aufmuntern, durch genossenschaftliche Benutzung kleiner Maschinen einen Teil des aus Großkapital verlorenen Bodens zurückzuerobern; sie werden sich nach Kolonialland umsehen, auf dem Bauernsöhne ohne Belastung des väterlichen Gutes versorgt werden können, sie werden die Frage aufwerfen, ob der Staat ruhig zusehen dürfe, wie großstädtische Warenhäuser die kleinstädtischen Handwerker und Kleinhändler vollends zu Grunde richten und deren Vermögen den Großfabrikanten und Großhändlern zuführen, zumal da die Teilnehmer solcher Konsumvereine nicht einen Pfennig sparen, den sie nicht ebenfalls sparen könnten, wenn sie sich beim Handwerker und Kaufmann ihres Wohnortes den Zwang zur Barzahlung freiwillig auflegen wollten.

Ferner: der falsche Kapitalbegriff, den Rodbertus zerstört hat, verleitet zu falscher Schätzung des Nationalvermögens und zu einer falschen, die sozialen Nöte verschlimmernden Finanzwirtschaft; sein richtiger Kapitalbegriff lehrt diese Fehler vermeiden. Jene Nationalökonomie, die sich immer noch als die allein wissenschaftliche geberdet, wird nicht müde, die durch Sparen aufgehäuften Reichtümer der Nation zu preisen. In den Preis der durch Arbeit geschaffenen: der wohl angebauten Gefilde, der sorgfältig gepflegten Wein- und Obstgärten, der schönen bequemen Wohnhäuser, der Fabriken, der Grubenschachte, der Bahn- und Kanalwege, der Lokomotiven, der Wagen, der Schiffe stimmen wir ein. Aber die Lobpreisung des nur zum kleinsten Teile durch Sparen aufgehäuften Geldkapitals — die Herren Vanderbuilt und Baron Hirsch kennen kräftigere Mittelchen, die weit rascher zum Ziele führen als das Sparen — beruht auf ganz irrigen Vorstellungen. Die Lobpreisung würde allenfalls berechtigt sein, wenn unser nationales Geldkapital aus lauter Gold und Silber oder ausschließlich aus Schuldverschreibungen fremder Völker bestünde; denn obwohl man Gold nicht essen und mit Papier sich nicht kleiden kann, würden wir doch in diesen zwei Arten von Zahlungsanweisungen das Mittel besitzen, andre Nationen zur Lieferung der Gebrauchsgüter, die wir wünschen, zu zwingen, sie zu zwingen, daß sie für uns arbeiteten. Nun aber besteht unser Geldkapital nur zum kleinsten Teile in Edelmetall, zu einem etwas größern in ausländischen, zum größten Teile in heimischen Wertpapieren. Diese letztern aber sind nicht Bestandteile des Nationalvermögens, vergrößern dieses nicht

um eines Pfennigs Wert; sie sind nichts als Urkunden, die den Besitzer wirklicher Vermögensstücke: eines Landgutes, einer Fabrik, eines Hauses, einer Eisenbahn zwingen, einen Teil des Ertrages seines Eigentums an den Inhaber jener Urkunde abzutreten. Die Hypothek vermehrt nicht den Wert des Landgutes, sie vergrößert seinen Acker nicht um eine Furche und seinen Viehstand nicht um einen Kalbskopf, sondern sie erschwert bloß dem Besitzer das Leben. Und wie die Hypothek den Guts- oder Hausbesitzer, so belastet die Aktie den Industriearbeiter, der Staatsschuldschein die Gesamtheit der Steuerzahler. Das Sparkassenbuch aber hat nur dadurch Wert, daß die darin verzeichnete Summe in Hypotheken, Aktien oder Staatsschuldseinen angelegt ist. Das Sparkapital ist also nicht Vermögen, sondern Belastung der Produzenten (Unternehmer und Arbeiter zusammengenommen) zu Gunsten der nicht produzierenden Rentempfänger. Die meisten Rentenempfänger arbeiten allerdings selbst, wie so mancher Bauer, der Staatsschuldseine besitzt und außer seinem Arbeitsverdienst und seiner Grundrente nun auch noch eine Staatsrente bezieht, oder der Arbeiter, der ein Sparkassenbuch besitzt; allein als Rentenempfänger arbeitet er nicht, sondern läßt vielmehr einen andern für sich arbeiten. Bei sehr vielen mag die Sache so liegen, daß der Betrag dessen, was sie als Arbeiter von ihrem Arbeitsverdienst in Rentenform an andre abliefern, und der Betrag dessen, was sie vom Arbeitsertrage anderer als Besitzer in Rentenform einziehen, sich gegenseitig aufheben. Aber ideal wird man doch wohl diese Verfügung der Besitzrechte, die jede Möglichkeit einer Liquidation ausschließt, nicht nennen wollen. Im großen und ganzen hat sie zur Folge, daß die Nationen sich selber und einander für reicher halten, als sie sind, daß sie von ihren Regierungen für reicher gehalten werden, und daß diese zur Freude und zum Segen der goldnen Internationale jederzeit bereit sind, den Reichtum und die „Kapitalkraft“ ihrer Völker durch Auflegung neuer Anleihen zu erproben.

Man wird bei richtiger Einsicht in die Natur des wirklichen Nationalkapitals und in seinen Unterschied vom Kapitalbesitz oder Geldkapital endlich auch die Richtigkeit der thörichten Redensart einsehen, daß die Produktion vom Kapital befruchtet werde, daß dieses sich wie ein befruchtender Regen über die Arbeit ergieße. Die französischen Milliarden haben ja freilich unsere Produktion eine Zeit lang befruchtet, aber die Ernte war auch darnach, und dabei war dieser Zuwachs von Geldkapital nicht bloß ein scheinbarer, sondern ein wirklicher Vermögenszuwachs, indem wir dadurch einen Teil des französischen Nationalkapitals empfangen. Gehen wir nochmals auf die Eisenbahnanleihe zurück. Zum Bahnbau braucht man weder Gold, noch Silber, noch Papier, sondern eichne Schwellen, Eisenschienen, Nägel, Speise und Trank, Kleidung, Tabak u. s. w. für die Arbeiter und deren Familien. Dorf- und Gemeindegemeinden bauten früher und bauen in manchen Gegenden heute noch ihre Dorfstraßen ohne einen Pfennig Geld, und ans Schuldenmachen denken sie

schon lange nicht. Die Steine entnimmt das Dorf dem eignen Steinbruch, den Sand dem benachbarten Flusse, die Arbeit leisten die Gemeindemitglieder mit ihren eignen Händen und mit ihren eignen Gespannen. Warum sollte nicht eine Eisenbahn auf ähnliche Weise gebaut werden können, wenn die beteiligte Landschaft Eichenwald und Eisenwerke besitzt, wenn die Gemeinden reich genug sind, ihren Anteil an Holz, Eisen und Werkzeugen zu liefern und die Arbeiter mit allem Notwendigen zu versorgen, wenn die geistige Arbeit von Ingenieuren geleistet wird, die für solche Bauten angestellt sind? Bequemer für die Regierungen ist ja die herrschende Praxis, alles mit Geld abzumachen, wobei sich niemand darum kümmert, wie reich die Unternehmer dabei werden, und ob die Arbeiter der verschiedenen beteiligten Industriezweige auch nur das zum Leben notwendige bekommen; also bequemer für die Leiter des Ganzen ist das, ob aber auch wirtschaftlicher, dem Volke heilsamer? Nehmen wir aber auch an, daß jene — wenn man will rohe — Naturalwirtschaft heute nicht mehr möglich sei, so wäre immer noch ohne Hartgeld auszukommen, und Länder, um deren Finanzen es schlecht steht, kommen wirklich ohne solches aus. Sie zahlen mit Papiergeld. Dieses Papiergeld ist Anweisung auf Güter und im Grunde genommen ganz dasselbe wie die Anweisungen, durch die Rodbertus in seinem Sozialstaat den Güterumtausch vermitteln will. Der Unterschied besteht nur darin, daß das Papiergeld zunächst auf Hartgeld anweist; allein jeder Empfänger ist doch schon froh, wenn er nur Ware dafür bekommt. Ob alle Staaten imstande sein würden, ihrer Verpflichtung nachzukommen, wenn an einem Tage alle Gulden-, Rubel-, Frank- und sonstigen Scheine zur Einlösung eingereicht würden, das wissen die Götter. Bei dem jetzigen Zustande muß man allerdings im allgemeinen verlangen, daß die Anweisungen selbst schon in einem wertvollen Gegenstande, in Gold oder Silber bestehen oder wenigstens jeden Augenblick in Gold oder Silber umgetauscht werden können, weil wir vor der Hand keinen andern Maßstab für den Wert solcher Zettel kennen (im Idealstaate des Rodbertus wird nach Arbeitseinheiten gerechnet), dann auch, weil niemand verbürgen kann, daß genug Waren im Lande sind, um dem Zettelinhaber so viel davon verschaffen zu können, als der Nennwert des Zettels nach dem heutigen Preisstande besagt.

Nehmen wir an, ein Mann habe Sonnabends zwanzig Mark Wochenlohn bekommen. Diese Summe entspreche nach dem bisherigen Preisstande genau dem Werte seiner geleisteten Arbeit. Er berechne nun, daß er dafür sechs Pfund Rindfleisch zu drei Mark für die sechs Wochentage, drei Pfund Schweinefleisch zum Sonntagsbraten zu einer Mark fünfzig Pfennige, ein Kilo Butter zu einer Mark u. s. w. kaufen werde. Nun zeigt es sich aber an demselben Sonnabend auf den großstädtischen Märkten, daß nicht genug Vieh im Lande ist, um den Bedarf in dem bisherigen Maße zu befriedigen; es kommen kleinere Portionen auf jeden Magen, und sollen die Portionen für eine Anzahl von

Magen so groß bleiben wie bisher, dann müssen die Portionen der Übrigen noch weiter verkleinert werden, und einige müssen ganz leer ausgehen. Wer seine alte Portion behaupten will, der muß nun mehr Geld bieten, als die Mehrzahl imstande ist, und dieses Geld muß selber ein Wertgegenstand sein, der überall, auch im Auslande gilt, denn kein Zettel, und wäre er mit Zwangskurs ausgerüstet, wird den Viehbesitzer oder Händler bewegen, unter solchen Umständen dafür die alte Menge Ware herzugeben. So wird also jener Arbeiter, wenn er nicht läderlich sein will, weniger Fleisch kaufen müssen, als er zur Wiederherstellung seiner Kräfte bedarf, und der Lohn, obwohl dem Wortlaute nach derselbe wie vorige Woche, wird keine gerechte Vergeltung der geleisteten Arbeit mehr sein. Wird die Produktion geregelt, wie in dem sozialistischen Staate des Robbertus, dann wird vor allem dafür gesorgt, daß in jedem Augenblick von jeder Art Waren die erforderliche Menge vorhanden sei, nicht weniger, aber auch nicht viel mehr. Dann kann jedem die Menge gewährt werden, die er mit seiner Arbeit verdient hat, und seinen vollen Lebensunterhalt, Ersatz der zugesetzten Leibeskraft, verdient doch wohl im sittlichen Sinne jeder, der sein volles Tagewerk nützlicher Arbeit ableistet. Der Zettel, der die Anweisung auf die verdiente Entschädigung enthält, kann immer realisiert werden, weil das Nationaleinkommen hinreicht. Heute aber, wo ins Blaue hinein produziert wird, weiß niemand, ob nicht morgen vielleicht zu wenig Lebensmittel und viel zu viel Strümpfe, Kleiderstoffe und Hosentrümpfe im Lande sein werden. Wollen sich daher die Reichen nicht der Gefahr aussetzen, bei all ihrem Reichtum ab und zu einer Hungerkur unterworfen zu werden, so müssen sie darauf bestehen, daß das Geld nicht auf diejenige Warenmenge anweise, zu deren Empfang eine gewisse Menge geleisteter Arbeit berechtigt, sondern auf Gold oder Silber, oder daß es selbst Gold oder Silber sei. Sie brauchen so nur beim Spärlichwerden des Vorrats entsprechend mehr Gold und Silber aufzuwenden, um sich in den Besitz ihrer gewöhnlichen Portion zu setzen, unbekümmert darum, was für die andern übrig bleibt, und geht die Ware im Lande ganz aus, so brauchen sie nur Gold oder Silber ins Ausland zu schicken, um sie von dort zu beziehen. Aus dieser Betrachtung ziehen wir folgende Nutzenanwendung: Soll es mit einem Volke nicht bergunter gehen, so muß seine Finanzwirtschaft der Volkswirtschaft, von der sie nur ein Teil ist, nicht umgekehrt die Volkswirtschaft der Finanzwirtschaft dienen. Ist nur in einem Lande Holz, Eisen, Brotkorn und Vieh in genügender Menge vorhanden und dazu Geist und Wiß, dann kann man Eisenbahnen bauen, so viel man braucht, wenn auch nicht ein Körnchen Gold in der Bank wäre und kein Finanzkonsortium um die Bank herum säße. Fehlen aber jene Güter, so kann zwar ein großer Vorrat von Edelmetall, wenn man ihn opfern, ins Ausland schicken will, den Mangel ersetzen, so weit es eben reicht, aber alle Finanzoperationen, mit denen man den Mangel zu

verdecken sucht, laufen auf Täuschung hinaus, und das beliebte Mittel der Anleihe, d. h. der Belastung der Nachkommen, ist umso bedenklicher, als die Nachkommen schon ohnedies belastet genug sein werden, da bei ihnen, falls wir nicht unsere Bodenfläche durch Kolonisation erweitern, das Mißverhältnis zwischen Menschenzahl und Gütermenge noch größer sein wird.

Rodbertus schließt seinen dritten sozialen Brief mit den Worten: „Nachdem ich noch in einem fünften Briefe die Prinzipien des Eigentums erörtert haben werde, will ich mich in dem letzten auf solche Vorschläge beschränken, welche, ohne das Grund- und Kapitaleigentum zu verletzen, nur eine gerechtere Vergeltung für den ersten und wichtigsten gesellschaftlichen Dienst, für die produktive Arbeit bezwecken, Vorschläge, die nur das grausame Gesetz eines sich selbst überlassenen Verkehrs, das Gesetz, daß der relative Lohn der Arbeit in dem Verhältnis sinkt, als sie selbst produktiver wird, in sein Gegenteil umzukehren beabsichtigen.“ Wir wissen nicht, ob mit dem versprochenen fünften Briefe etwa der gemeint ist, den Adolf Wagner und Rozak unter dem Titel „Das Kapital“ als vierten herausgegeben haben, und ob der sechste, der praktisch am wertvollsten sein würde, schon erschienen oder überhaupt geschrieben worden ist. Einige Andeutungen dessen, was Rodbertus vorzuschlagen gedachte, kommen im vierten Briefe vor, und zwei davon wollen wir zum Schluß noch hervorheben.

Die Größe der Anteile, die jeder vom Nationaleinkommen zu beanspruchen habe, sagt er Seite 165, sei jetzt nicht bestimmt. „Nur daß der Grundbesitzer Pacht, der Kapitalist Zinsen, der Arbeiter Lohn fordern darf, steht rechtlich fest, das Wieviel hingegen nicht. Zwar fordern die Anhänger des sich selbst überlassenen Verkehrs auch hier gerade aus Rechtsgründen die Nichteinmischung des Staates. Sie stellen den Grundsatz auf, jedem müsse der Wert seiner Arbeit unbeschränkt einkommen. Allein dieser Grundsatz spricht vielmehr für die Einmischung, denn bei Grund- und Kapitaleigentum wird überhaupt schon von ihm abgewichen, und wenn dabei gar noch die Verteilung sich selbst überlassen bleibt, wird er aufs äußerste verletzt. Jedenfalls regelt heute nicht das positive Recht, sondern die Gewalt des sich selbst überlassenen Verkehrs die Größe der Anteile. Jenes bescheidet sich und überläßt der Nationalökonomie das Feld. Ich bitte dies festhalten zu wollen, denn nur inmitten dieser Rechtslücke kann sich ein positives staatswirtschaftliches System erheben, das zwar das Grund- und Kapitaleigentum noch konservieren, aber doch den schreiendsten Verletzungen jenes von allen Parteien angerufenen Grundsatzes abhelfen will.“

In Preußen ist das teilweise schon geschehen, z. B. durch die Verstaatlichung der Eisenbahnen. Die amerikanischen Eisenbahnkönige sind nach den Grundsätzen des sich selbst überlassenen Verkehrs vollkommen im Recht, wenn sie die Macht ihres Kapitals zuerst dazu gebraucht haben, alle Bahnen der

Vereinigten Staaten anzukaufen und so die Konkurrenz zu vernichten, sodann die Bahnen so schlecht zu bauen und zu verwalten, die Bahnbeamten so niedrig zu besolden, das reisende Publikum so hoch zu besteuern, als ihnen beliebt, und dadurch endlich sich selbst zu Hundertmillionären emporzuschrauben. Diesem zur Zeit gesetzlich unanfechtbaren Mißbrauche des Besitzrechts hat bei uns der Staat vorgebeugt. Vielleicht aber ergeben sich bei einer Umschau noch andre Gelegenheiten, wo die rechtlich unanfechtbare Verwendung des Reichtums so offenbar gemeinschädlich wirkt, daß nur ein Blinder die von Robbertus bezeichnete Rechtslücke übersehen könnte. Wenn z. B. vier oder fünf Herren ihre Millionen zusammenlegen, wenn sie dann den Grubenbesitzern eines Industriebezirks durch Abnahme der gesamten Kohlenförderung deren Verwertung recht bequem machen, wenn sie hierauf, von aller Konkurrenz befreit, die Kohlen doppelt so hoch verkaufen können, wie das Jahr vorher, wenn von diesen hundert Prozent Mehrgewinn in die Taschen der Grubenbesitzer gar nichts fließt, in die der Arbeiter durch Lohnerhöhung ein Anteil von zwanzig Prozent, und jene vier oder fünf Herren die übrigen achtzig Prozent einstecken — für die Mühwaltung der Kontraktausfertigung, denn die mit dem Handel verbundene Arbeit wird von ihren Angestellten besorgt — so sind sie formell vollkommen im Recht. Stiehlt eine arme Witwe im Winter ein Körbchen Kohlen, so wird sie mit Gefängnis, und läßt sie sich viermal bei demselben Vergehen erwischen, mit Zuchthaus bestraft. Wenn aber jene vier oder fünf Herren einigen hunderttausend Familien, die nicht mehr als dreißig Mark jede für Winterkohle anlegen können, durch Verdoppelung des Preises die Hälfte ihrer Winterkohle entziehen und außerdem eine Anzahl von Industrien in Bedrängnis versetzen, so machen sie eben nur von ihrem unanfechtbaren Besitzrechte Gebrauch. Vielleicht finden die Leser noch andre Punkte heraus, wo der schreiende Widerspruch zwischen dem formalen und dem materiellen Recht zur Ausfüllung der Lücke und zu Eingriffen des Staates in die Güterverteilung herausfordert.

Nachdem Robbertus die Regelung der Gütererzeugung und -Verteilung in seinem sozialistischen Zukunftsstaat beschrieben und zu beweisen versucht hat, daß darin nicht der Zwang herrschen würde, sondern so vollkommene Freiheit, als nur immer auf Erden erreichbar ist, kritisiert er nochmals den gegenwärtigen Zustand und liefert dabei noch einiges praktisch verwendbare Material. Gegenwärtig, sagt er z. B. S. 168 ff., sind die Grund- und Kapitalbesitzer die staatswirtschaftlichen Beamten, die die Produktion und Verteilung zu leiten haben. „Sie sind die gebornen, erblichen staatswirtschaftlichen Beamten, wie früher Geburt und Erbrecht noch andre gesellschaftliche Beamte einsetzten, bis deren »Recht« [z. B. Polizeigewalt und Rechtspflege] — so gut einst Recht, als heute noch das Grund- und Kapitaleigentum Recht ist — an der Frage zerschellte, ob die Funktionen des Amtes besser bei Anstellung als bei Erblichkeit geübt würden. Die Partei, die in jüngster Zeit so oft gesagt hat »Eigen-

tum ist Amt,« wird dieser Auffassung am wenigsten entgegengetreten wollen. Sehen wir jetzt die Art und Weise an, in der diese erblichen Beamten ihre staatswirtschaftlichen Funktionen üben, so springt vor allem ein Charakterzug, der erblichen Beamten überhaupt angehört, in die Augen: sie üben ihre Funktionen zunächst nur zu ihrem eignen Vorteil aus. Die Behörde des vorigen Zustandes [des gedachten sozialistischen Staates] richtete ihre entsprechenden Tätigkeiten unmittelbar auf die Erreichung der staatswirtschaftlichen Zwecke. Die Grund- und Kapitalbesitzer hingegen haben zunächst nur ihr Privatinteresse im Auge, und die Erreichung jener Zwecke ist, schlecht oder recht, nur ein mittelbarer und beiläufiger Erfolg. Selbst der Finanzminister ist meistens von dem Parteinteresse seines Amtes voll und hat mehr die Wohlfahrt der öffentlichen Finanzen als die der Gesellschaft im Auge. Die Nationalökonomien haben dies auch nicht besser anerkennen können, als wenn sie über diese (sic!) egoistische Ausübung jener Funktionen deren rein gesellschaftliche und amtliche Natur so gut wie ganz aus den Augen verloren und den Eigennutz zu einer Tugend erhoben. Nur die Blindheit ihrer Moralität ist zu bewundern.“

Nachdem er dann auseinandergesetzt hat, wie die Boden- und Kapitalbesitzer, von allerlei Zufällen abhängig, gar nicht in der Lage sind, die Produktion dem Bedürfnis anzupassen, fährt er fort: „Zugleich ist aber auch Gefahr vorhanden, die Stelle samt dem Gehalt zu verlieren, bei der Umwandlung und dem Tausch der Produkte mehr Wert fortzugeben, als wiederzubekommen, das Vermögen und damit auch die Rente einzubüßen. Deshalb können sie auch nur diejenigen Produktionen vornehmen lassen, die Rente abwerfen. Sie veranlassen irgend welche Produktion überhaupt nicht mehr zum Zwecke der Deckung des Nationalbedürfnisses, sondern weil sie ihnen Gewinn verheißt. Diesen Gewinn können sie aber nicht im voraus erkennen. Sie können nur aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen. Diese Schlüsse ziehen sie ein jeder für sich, ein jeder ohne Kenntnis der Schlüsse des andern. Denn als Privateigentümer verschiedner Parzellen des nationalen Bodens und Kapitals sind sie in deren Verwaltung nicht bloß unverantwortlich, sondern auch unter sich völlig unabhängig. Da das Privatinteresse hält sie zurück, sich einander zu entdecken. Wo es sie aber treibt, dies zu thun, schlägt die Verständigkeit gegen die Gesellschaft aus: sie verabreden den Monopolpreis.“ Und, würde Rodbertus fortfahren, wenn er heute schriebe, da die mittlern und kleinern Besitzer wegen unvollkommener Kenntnis des Marktes sich am oftesten verrechnen, hierdurch und aus andern Gründen ihr Vermögen an die großen verlieren, so wird der Großbetrieb, die Ringbildung und der Monopolpreis die Regel, und die Inhaber der großen Vermögen hören auf, Privatpersonen zu sein; sie nehmen die Staatsgewalt in die Hand und verwalten den Staat in ihrem Privatinteresse, wie es in Nordamerika schon lange geschieht und jetzt durch die Silberbill und die Mac Kinley-Bill aller Welt

klar geworden ist. Hoffentlich wird bei uns in Deutschland, wenn wir über kurz oder lang auch so weit kommen sollten, die Frage, ob der Großbetrieb verstaatlicht oder der Staat von einem Duzend Privatleuten in die Tasche gesteckt werden soll, zu Gunsten des Staates, des Volkes entschieden werden.

Besser freilich wäre es, man ließe es nicht erst zu einer so gefährlichen Entscheidung kommen. „Dem sozialen Zustande — sagt Rodbertus S. 229 — kann die Richtung gegeben werden, daß die Grund- und Kapitalbesitzer, anstatt wie heute die alleinigen Herren des Genusses, die Götter der Gesellschaft, denen die Arbeit nur zu opfern hat, zu sein, mehr das Ansehen nützlicher Menschen gewinnen, die für die Leitung der produktiven Unternehmungen in ihrer Rente eine Belohnung erhalten. Einen solchen Dienst produktiver Leitung hat die Gesellschaft ja zu bezahlen. Mag also das Grund- und Kapitaleigentum zunächst bestehen bleiben und nur mehr Amt und seine Rente mehr Gehalt werden.“

Wir können weder glauben, daß die Volkswirtschaftslehre allein unter allen Wissenschaften zu ewigem Stillstande verurteilt, noch daß ein Fortschritt auf dem von Rodbertus gebahnten Wege für das Leben ganz unfruchtbar bleiben sollte. Vielleicht sind unsre Leser derselben Ansicht.



Wildenbruchs Haubenlerche



Für die meisten Leser der grünen Feste würde ich wohl zu spät kommen, wenn ich jetzt noch eine eigentliche Inhaltsangabe von Wildenbruchs neuester dramatischer Dichtung bringen wollte, die ja den Beweis ihrer theatralischen Lebensfähigkeit, namentlich durch die Aufführungen auf dem „Deutschen Theater“ in Berlin, in den letzten Wochen hinreichend geliefert hat. Aber einige Betrachtungen über das Stück werden doch vielleicht auch heute noch willkommen sein. Denn einerseits ist doch — wie man auch sonst Wildenbruch beurteilen mag — das eine unleugbar, daß er sich namentlich durch seine Dramen — über denen die Bedeutung seiner Novellen oft allzu sehr vergessen wird — unter allen lebenden dramatischen Dichtern höhern Stils den festesten Platz im Herzen des deutschen Volkes gesichert hat, und anderseits zeigt er sich in der „Haubenlerche“ von einer neuen Seite und erregt dadurch erhöhte Teilnahme. Wir kannten ihn bisher wesentlich als Schöpfer geschichtlicher Dramen, die vorwiegend aus der deutschen, neuerdings besonders aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte ihren Stoff entlehnten. In der „Haubenlerche“ bleibt er der spezifisch deutsche